

Holzverbrauch – weniger wäre nachhaltiger

VON LÁSZLÓ MARÁZ

In Deutschland wird immer mehr Holz verbraucht. Zwar lautet die knappe und schlichte Formel der Nachhaltigkeit in der Forstwirtschaft, dass man dem Wald nur so viel Holz entnehmen darf, wie nachwächst. Nachhaltig wäre das aber nicht, da Waldökosysteme einen nennenswerten Teil der Biomasse für sich selbst benötigen. Unzählige Arten leben von dessen Abbau. Waldböden können ohne den Abbau der Biomasse keinen Humus bilden und keine stabile und funktionsfähige Bodenstruktur aufbauen. Bäume könnten ohne die Nährstoffe nicht wachsen.

Dennoch wird der wachsende Holzverbrauch von vielen Akteuren positiv dargestellt. Als nachwachsender, energieexten-

siver und relativ problemloser Werkstoff ist Holz in der Tat eine gute Wahl. Wenn aber alleine die privaten Haushalte zwischen 2000 und 2012 ihren Energieholzverbrauch etwa verdreifacht haben (von 12 auf 33,9 Millionen Kubikmeter), wird das Problem offensichtlich: Der Gesamtholzverbrauch hat sich zwischen 2007 und 2011 sogar von 134 auf 140 Millionen Kubikmeter erhöht, wobei etwa je die Hälfte davon stofflich bzw. energetisch verwendet werden. Geerntet werden aber nur zwischen 70 und 80 Millionen Kubikmeter. Die Importe sind dennoch nicht so hoch da vieles von dem Material recycelt wird. Doch energetisch verwertetes Holz kann nicht recycelt werden, sodass die Importe zwangsläufig steigen müssen. Anstatt als

einigermaßen waldreiches Land waldärmere Regionen mit Holz zu versorgen, leben wir also auch beim Holz über unsere Verhältnisse. Weniger verbrennen, den Papierverbrauch halbieren und mehr Holz wiederverwenden wären dringend geboten.



László Maráz ist Koordinator der Dialogplattform Wald des Forums Umwelt und Entwicklung.

Bund, Länder und Kommunen als gutes Vorbild zehn Prozent ihrer Wälder aus der Nutzung nehmen. Hier befinden sich viele Bundesländer derzeit in einem mehr oder minder ambitionierten Umsetzungsprozess, der dringend forciert werden muss.

Wildnisgebiete bieten durch ihre großflächige Ausdehnung ungestörte Habitate für Arten mit großen Raumannsprüchen (wie z. B. Luchs, Elch und Steinbock) sowie ein Nebeneinander verschiedener Entwicklungsstadien, das für den Fortbestand vieler Arten (wie z. B. zahlreicher spezialisierter Käferarten) nötig ist. Gerade 0,6 Prozent der Fläche unseres Landes kann man aktuell als großflächige Wildnis- oder Wildnisentwicklungsgebiete bezeichnen. Damit das Ziel der NBS, bis 2020 zwei Prozent Wildnisflä-

chen zu schaffen, erreicht werden kann, müssen Bund und Länder gemeinsam stärker daran arbeiten.

Schutzgebiete, Natura 2000 und Biotopverbund

Ein erfolgreiches Schutzgebietsmanagement ist auf eine konstante sowie ausreichend finanzielle wie personelle Ausstattung angewiesen. Hier klafft vielerorts noch eine Finanzierungslücke – vor allem in Bezug auf den angestrebten Ausbau des Schutzgebietsnetzes sowie die Sicherung des Natura 2000-Gebietsverbundes. Die bisherige Finanzierung von Schutzgebieten durch Haushaltsmittel der Länder, Stiftungen, Verbände oder EU-Förderung stößt an organisatorische wie rechtliche Grenzen. Die notwendige qualitative Weiterentwicklung der bestehenden